

Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Ercheint täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.
Preis pro Quartal: in Neuß in's Haus gebracht und aus-
wärts an der Post abgeholt 1 Mark 75 Pf. = 17½ Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: St. Rouer in Neuß.
Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei zu Neuß, P. M. Schmidt.
Expedition: Neuß, Markt A Nr. 91.

Inserate für die nächstfolgende Nummer werden bis 7 Uhr
am Samstag erbeten; Preis für die 6-spaltige Zeile oder
deren Raum 15 Pf. = 1½ Sgr.

Fruchtpreise zu Neuß am 18. September.

Weizen	1. Qual.	25 40	Hafer (neuer)	13 80
(neuer)	2. "	23 40	Hafer (alter), 1. Qual.	17 80
	3. "	—	Rübsen (Weel)	34
Landroggen	1. Qual.	17	Raps	35 50
(neuer)	2. "	15	Rapssamen	6
Gerste	Winter	16	Heu	5 40
	Sommer	—	Hoggenstroh	4 80
Buchweizen		14 50		
	(Alles per 100 Kilo.)			
Weizen höher.				
Rübsen per 100 Kilo in Partien von 100 Ctr.		81		
Rübsen per 100 Kilo sackweise		83		
Gereinigt Del per 100 Kilo 3. — W. höher als Rübsen.				
Preßkuchen per 1000 Kilo		163		
Weizen-Vorwurf 00 per 100 Kilo		35 50		
Kleien per 50 Kilo		5 40		
Rübsen und Kuchen unverändert				

Brotlage der vereinigten Bäcker in Neuß.

Bis auf Weiteres kostet das 12-pfund. Schwarzbrot 1 M. 20 Pf.

Deutschland.

Berlin, 16. Septbr. Auf Veranlassung des Reichs kanzler-
amts wird sich die Normal-Eichungscommission, wie der 'Tribüne'
mitgeteilt wird, demnächst mit der Eichung der Schantge-
fäße (Bier- und Weingläser und Flaschen) beschäftigen. Es ist
nun von dem Handelsministerium an die kaiserlichen Regierungen
die Aufforderung ergangen, sich binnen sechs Wochen darüber zu
äußern, ob und in wie weit in den verschiedenen Bezirken bereits
Polizeivorchriften erlassen worden, wie sie in Baden und Württem-
berg und in einzelnen preuß. Distrikten jetzt über die Notwendigkeit
der Eichung der Tringgefäße bestehen. Ferner sollen sich die
Regierungen darüber auslassen, ob durch den Mangel solcher Vor-
schriften Klagen und Beschwerden seitens des Publikums hervor-
gerufen sind, und ob ein Bedürfnis zur Einführung einer ent-
sprechenden Verordnung dringlich für die größeren Städte oder
auch für die kleineren Ortschaften und das platte Land als vor-
handen anzukennen ist.

Unter den ersten Vorlagen, welche dem preussischen Land-
tag bei Beginn der nächsten Session zugehen sollen, befindet sich
gutem Vernehmen nach auch der Entwurf eines Gesetzes betr.
das Besteuerungsrecht der Communen. Dieser Ent-
wurf ist von einer Commission in der die Ministerien des Innern,
der Finanzen und des Handels vertreten waren, vorberathen resp.
ausgearbeitet worden und wird nunmehr dem Staatsministerium
unterbreitet werden, dessen Plenarsitzungen unter dem Vorsitz sei-
nes Vizepräsidenten, des Finanzministers Camphausen, in den
ersten Tagen dieser Woche beginnen sollen. Was den Inhalt die-
ses Gesetzes betrifft, so ist es im Wesentlichen das Folgende:

Ein Landaufenthalt.

Erzählung von L. Lang.

3. Fortsetzung.
Das nämliche Schiff, das Fritz Winter hinübergeführt, brachte
ihn nach Europa zurück. Ohne Last und Aufenthalt flog er von
Hamburg aus der Heimat ab. Er fand den Professor krank in
Folge eines Schlaganfalls, der ihn kurz vorher getroffen. „Es
geht mit mir zu Ende, Fritz,“ sprach er, „wenn nicht die Freude
über Deine Heimkehr mich wieder zu Kräften bringt. Ich leide
schwer, aber ich leide gerne, denn ich habe viel zu büßen. . . .
Fritz, mein Liebling, erzähle mir, wie es Dir ergangen ist!“
„Das Leben wird ernst,“ sprach der Vater zu sich selbst, als
er wieder sein Zimmer betrat. „Als ich von hier fortging, war
ich ein Kind; ich bin seit zwei Jahren ein Mann geworden,
denn ich habe den Schmerz kennen gelernt. Das erste Mal war
es in Paris, da habe ich den goldenen Traum meiner Jugend
den Abschied geben. Das andere Mal war es in Baltimore, als
ich von Amerika und dem theuern Freunde Abschied nahm. Jetzt
wird es wohl bald wieder einen Abschied geben; aber der wird
tiefer ins Mark schneiden, als die beiden anderen. Das Leben
ist eine Wallfahrt, mag Wetter und Weg noch so schlecht sein,
wenn ich nur zum Ziele komme. Dir, o Herr, befehle ich mich
und meinen Wohlbüher!“

Der alte Professor hatte die Zeit, da Fritz in der Fremde
war, gut benutzt. Es gibt Menschen, die wenn sie nach langer
Zerfähr auf den rechten Weg kommen, mit wunderbarer Kraft
und Schnelligkeit auf demselben vorwärts gehen. Der Professor
war einer der Arbeiter, die in der ersten Stunde nach dem
Weinberg berufen worden; aber er erhielt denselben Lohn, wie
die früher Berufenen und kostete den Borgeschmack davon in der
Ruhe, mit welcher er der Auflösung entgegenlag. Er tröstete
sich, der in das bleiche, abgemagerte Gesicht nur mit Thränen
blicken konnte und vor dem Gedanken schauderte, diese theure Ge-
stalt, die jetzt schon eine halbe Leiche war, kalt und starr vor sich
zu sehen. Und doch kam es bald dazu. Ein neuer Schlaganfall
machte dem Leben des Professors ein Ende. In stummer Trauer
übergab Fritz die theuern Ueberreste dem Schoof der Erde; das
Andenken an den Wohlbüher aber grub er tief in seine
Brust und schwur, es nicht anders als mit dem letzten Athemzuge
aufzugeben.

Da Fritz von seinem Pflegevater, der keine Verwandten mehr
hatte, als Erbe eines nicht unbedeutenden Vermögens eingetret
war, so eilte er, sobald die Erbchafts-Angelegenheiten geordnet
waren, nach Italien, nach Rom, wo ihn Ovebed bald in seine
Nähe zog. Der Ernst der Lebens- und Kunstausübung dieses
Meisters jagten dem gebeugten Herzen Friedrichs zu, und er schloß

in einer Vorlage betrifft, so versichert man, daß es sich um eine voll-
ständige Umarbeitung des früheren Entwurfs unter Benutzung der
von den Magistraten der größeren Städte abgegebenen Gutachten
und Vorschläge handelt.

Was der Staat im Sinne der Sozialdemo-
kraten ist oder werden soll, darüber belehrt uns die so-
zialdemokratische Verl. Fr. Presse, indem sie u. A. schreibt:
„Der Staat ist die Lebensgemeinschaft des Volkes selbst, der
Staat selbst ist die innige und ethische Gemeinschaft, in welcher
ein Volk nach den höchsten Zielen menschlichen Strebens ringt,
und da dem Menschen nichts höher gilt als der Mensch und die
Gemeinschaft mit ihm, so ist der Staat selber die allumfassende
Form, in welcher sich die Kulturbestrebungen abspiegeln. Also die
Gemeinschaft aller, Gemeinschaft ihres Lebens und Wirkens,
der große Verband, der die individuellen Einzelwesen aller
Vollkommenen in eine Gesamtheit sammelt und einigt, ihre
einzelnen Willen zu einem Gemeinwillen macht: das ist der
Staat, das soll er sein. Ein Getriebe, das ineinander greift, so
daß die Erhebungen des einen Rades in die Vertiefungen des
anderen passen, eine Wirbelschicht, die geregelt ist, die nirgends
entstehenden Ueberflüssen, aber auch nirgends peinlichen Mangel
duldet, ein Gemeinwesen, in welchem überall und immer dem
Hilfsbedürfnis die Hilfe nahe ist — das ist der Staat, das soll
er sein. Das Zusammenwirken aller zu dem einen Zweck, das
Handinhandarbeiten aller an der einen Aufgabe, das Hinstreben
aller nach dem einen Ziel: Das Leben aller, d. h. jedes Ein-
zelnen möglichst angenehm, möglichst frei und edel, möglichst glück-
lich zu machen — das ist der Staat, das soll er sein. Und die-
ser Staat ist, von dem wir Hilfe begehren, dieser Staat ist, der
Hilfe gewährt wird — weil er selber nichts anderes als organ-
isierte gegenseitige Hilfsleistung aller, die wir aufrufen, auch selber
ihre Brüder, ihr Arbeitsgenossen alle, die wir aufrufen, auch selber
und uns zu helfen, das drückende Joch des Kapitalismus zu brechen,
die unsinnige Gesellschaftsordnung zu beseitigen; ihr seid, ihr
Menschen, in deren Köpfen wir den schlummernden Staatsgedanken
erwecken wollen. Erkenne dich Volk, als Staat und raffe dich
endlich zu staatlichem Handeln auf!“ „Wenn das „Volk“ in
diesem Sinne Tag für Tag weiter präpariert wird, dann wird es
allerdings eines Tages nur eines Bundesbedürfnisses bedürfen, um den
Staatsorganismus — wenn auch nicht in seinem ganzen Umfange,
so doch an einigen recht empfindlichen Stellen — zur Explosion
zu bringen.“

Das diensteidliche Zeugnis des Sanitätsraths Dr. A.
Sonntag aus Allenstein über die Dittrichswalder „Ma-
rienkinder“ und die beiden anderen Personen, welche die
Marienvereinsleitung zu sehen behaupten (eine Witwe und ein er-
wachenes Mädchen), lautet nicht, wie von der „Hart. Ztg.“ mitgeteilt
worden, dahin, „daß die betreffenden Persönlichkeiten sich weder

in einem starrkrampfähnlichen Zustande befanden, noch an irgend
einer Stelle ihres Körpers gefühllos waren“, sondern nach der
„Erml. Ztg.“ wörtlich dahin, daß:

„Die Auguste Schaffrinski, die Barbara Samulowska, die
Elisabeth Wilitewski sich am 7. September 1877 während der
Vision, welche sie gehabt zu haben vorgaben, nicht in einem
Zustande vollkommener Starrheit und vollkommener
Gefühllosigkeit befunden haben.“

Die Katharina Wiczorek konnte ich bei der Kürze der Zeit,
und da dieselbe von mir am entferntesten saß, leider nicht un-
tersuchen, doch kann ich bescheinigen, daß auch sie sich nicht in
vollkommener Starrheit befand, weil ich sie die Finger, zwi-
schen denen sie den Rosenkranz hielt, bewegen sah.“

Soweit das diensteidliche Zeugnis des Dr. Sonntag. Der
Unterschied zwischen der Angabe der „Hart. Ztg.“ und dem dienste-
idlichen Zeugnis des Sanitätsraths springt gleich in die Augen.
Nach der „Hartung'schen“ hatten die betreffenden Persönlichkeiten
sich nicht in einem starrkrampfähnlichen Zustande befunden und
sie waren an keiner Stelle ihres Körpers gefühllos gewesen.
Danach müßte man schließen: Die betreffenden Personen hätten
sich während der Vision in ihrem gewöhnlichen Zustande befun-
den. Nun sagt aber das Zeugnis des Arztes nur, daß die Per-
sonen nicht einem Zustande vollkommener Starrheit und voll-
kommener Gefühllosigkeit sich befunden haben. Ein wie
weiter Spielraum liegt nicht zwischen der einen und der anderen
Angabe, abgesehen davon, daß Dr. Sonntag die eine Person
nicht hat untersuchen können! Gleichzeitig, d. i. am 7. d. Mit-
tags, hat auch Dr. Poschmann, praktischer Arzt in Mordeitt,
zwei der genannten Personen beobachtet; die beiden andern zu
untersuchen gestattete ihm die Kürze der Zeit nicht. Sein ärzt-
liches Zeugnis geht nun, nach der „Erml. Ztg.“, dahin, daß bei
der Aug. Schaffrinski und Kath. Wiczorek für mehrere Minuten
lang ein Zustand außergewöhnlicher Bewußt- und Ge-
fühllosigkeit eingetreten ist. — Nach den Erzählungen, welche
der Witwe Elz. Wilitewski und der Jungfrau Kath. Wiczorek
am 8. September angeblich gemacht wurden, haben übrigens die
„Erscheinungen der Muttergottes in Dittrichswalde“ noch nicht
ganz ihr Ende erreicht, sondern werden an den Festen Portun-
cula, Maria-Himmelfahrt und Maria Geburt, zunächst aber an
dem Tage, wo das Bild der unbefleckten Jungfrau wird aufge-
stellt werden, sich wiederholen. Den Jüngern der medicinischen
Wissenschaft wird also auch für die Folge noch Gelegenheit gebo-
ten sein, ihre Beobachtungen in aller Form anzustellen und dar-
über ihr Gutachten abzugeben.

Wir lesen im „Mönd. Volksfreund“: „Die Leser wissen
sämtlich, in welcher erbärmlichen Weise die Katholiken Deutsch-
lands ohnlängst bei der Feier des Canossadenkmal, das
sich neben den Trümmern der Zwingburg des berühmten Kai-
sers befand, die ihnen statt der Freiheit Schreden

und noch mehr von den Jüngern der Kunst sich zurückhielt. Das
profane Treiben der meisten von ihnen an dem Orte, den er
nach dem gelobten Lande als den heiligsten der Erde betrachtete,
widerte ihn an, ja erschreckte ihn, er hielt es für unmöglich, daß
man in Rom, unter den Augen des Papstes, leichtsinnig sein
könne. Er sollte bald noch Schlimmeres erfahren!

Rom war damals noch voll Jubel über die Reformen, die
Pius IX. begonnen. Aber schnell genug entfaltete sich das
Trauerspiel der bereits schau vorbereiteten Revolution in seiner
ganzen Schauerlichkeit. Als Fritz einmal die Verurteilung der ge-
gen den Papst angelegten Verurteilung erkannte hatte, wunderte
er sich nicht mehr über ihre Fortschritte, wohl aber darüber, daß
die große Mehrheit der Bürgerschaft Alles über sich und den hl.
Vater ergehen ließ, was die Verchwörer über sie zu verhängen
für gut fanden. Der junge Deutsche fühlte bei dem Anblick so
vieler Freiheit seinen natürlichen Muth um so höher aufkommen;
er näherte sich seinen Landsleuten und Kunstgenossen, um unter
ihnen eine Schaar zum Widerstand gegen die Revolution zu
werben; allein man lachte ihn aus. Er wandte sich an Bürger,
allein diese verachteten ihre Freiheit hinter leeren Ausflüchten.
Als Pius IX. seine treulose Hauptstadt verließ, und die Re-
volution nun ihre wildesten Orgien feierte, entschloß sich Fritz in
Rom zu bleiben. Wenn ihm auch durch die Ereignisse die fried-
liche Ausübung der Kunst unmöglich geworden, so hatte er sich
ein anderes Feld der Thätigkeit ausersehen. Er hatte einen
der vier in Rom gebildeten Cardinale, deren Leben allenthalben
bedroht war, in seiner beschiedenen Wohnung verborgen. Ihn zu
schützen, den Verkehr mit seinen Leidensgenossen und mit den
Priestern, die nicht geflohen waren, aufrecht zu erhalten, das war
die Aufgabe, die sich Fritz für jetzt in der hl. Stadt stellte. Bald
wehrlos, bald bis an die Zähne bewaffnet, ging er durch die
Straßen und spürte nach Opfern, die er der Grausamkeit der
Junker entreißen konnte. Allmählich gewöhnte er sich an dieses
bewegte, gefährvolle Leben; es jenseitete den bitteren Gram, in
den ihn der Verlust des theuern Pflegevaters versenkt hatte, und
gab ihm seinen frischen, freundigen Muth wieder.

Endlich drang das Heer der französischen Republik in Rom
ein, und die Empörer zerfielen in alle Winde. Allmählich schwanden
die Spuren der Verwüstung, welche sie angerichtet hatten, all-
mählich kehrten die geflüchteten Adels- und Bürgerfamilien zurück,
und kehrte denen, welche das Treiben der Revolution halb wahr-
scheinlich gemacht hatte, das Bewußtsein wieder. Rom streifte die
Byzantinische einer Räuberhöhle und eines Sonnenlagers ab und
wurde wieder Rom, aber noch nicht ganz. Pius IX. wollte noch
fern von der Stadt, die von ihren und seinen Feinden zu be-
freien, seine heißen Gebete mitgeschickten. Aber seine Unter-
thanen erwoogen, um wie viel sein väterliches Regiment besser sei,

als das der Republikaner, die ihnen statt der Freiheit Schreden
und Armuth gebracht, und baten den Papst, in ihre Mitte zurück-
zukehren. Und der heilige, wahrhaft heilige, weil verzehrende
Vater vergaß, daß seine Römer ihn gegen eine Horde von Empörern
zu schützen zu feige gewesen waren; er kam zu ihnen zurück, als
der Frühling des Jahres 1850 seinen triumphirenden Einzug hielt.

Mit dem raschen Aufschwung, den nun die Kunst in Rom
wieder nahm, wurde auch Fritz zu einer regen künstlerischen
Thätigkeit veranlaßt. Ein paar Jahre verflogen ihm so schnell,
wie ebenso viele Monate. Dennoch dachte er wieder an die Rück-
kehr in die Heimat. Es drängte ihn, daheim die Ueberzeugung
zu vertreten, die der Aufenthalt in der ewigen Stadt zu so leben-
diger Kraft in ihm erhoben hatte, und mit dem Segen des Papstes
zog er über die Alpen und ließ sich in seiner Vaterstadt nieder,
entschlossen, mit all seinen Kräften der christlichen Kunst zu dienen
und den Aufschwung fördern zu helfen, den sie auch in Deutsch-
land nahm. Zwar nahmen ihn, den „Nazarder“, die Künstler
in seiner Vaterstadt nicht sehr gern in ihren Kreisen auf, und
seine Bilder wurden in den Ausstellungen nicht zugesehen; dafür
fanden sie ihren Platz an ehrwürdigeren Orten: auf den Altären
der Kirchen und über den Tabernakeln. Darum wurde er nicht
mühsam über die Verkennung, die er von dem Haupte empfing,
und der Spott, ja der Haß, der mehr und mehr über die „Ultra-
montanen“ sich ergoß, ja weiter in die Vergangenheit jener Zeit
zurücktrat, in welcher sie treu und fest für ihre angekommenen
Fürsten und die Aufrechterhaltung der socialen Ordnung in Deutsch-
land eingestanden waren, konnten die in Rom geschulte Willens-
kraft des jungen Mannes nicht beugen, noch wankend machen.
Gleichwohl dachte er manchmal mit heimlicher Sehnsucht an Amerika,
und schon trug er sich mit dem Gedanken, auf einige Zeit wieder
dahin zu gehen, als er durch ein anderes Band an die Heimat
gefestelt wurde.

Fritz Winter lernte in einem Hause, das er aus verwand-
tschaftlichen Rücksichten öfter besuchte, den pensionirten Hauptmann
Berg kennen und sagte bald eine lebhaftige Zuneigung zu diesem
Manne, den er eifriger, als es sonst Männern und namentlich
Militärs eigen ist, die religiösen Pflichten eines Katholiken erfüllen
sah. Berg seinerseits fand so viel Gefallen an dem jungen Künst-
ler, daß er ihn zu sich einlud und ihn seiner Tochter vorstellte.
Anna kannte einige Bilder Friedrichs und sprach darüber mit so
viel Geist und Freimuth, erwiebs sich als so sehr gebildet,
daß er mit der Zeit eine lebhaftige Neigung zu ihr in sich
auskeimen fühlte. Mannhaft kämpfte er gegen diese Neigung, bis
er sich überzeugt hatte, daß Anna seiner würdig, ihr Herz rein und
fromm, ihr Character treu und fest sei. Jetzt erst löste er die
Fesseln, in der er seine Liebe bisher gefesselt hatte; frei und
fröhlich ließ er sie, wie ein aus dem Bauer freigegebenes Vög-
lein, zu einem Himmel voll süßer Hoffnungen aufschweben.

fers Heinrich IV. auf dem Burgberg bei Harzburg im Braunschweigischen erhebt, gekrönt und beleibigt worden sind. Sollten wir Katholiken denn Alles hinnehmen? Lasset uns Revanche ergreifen! Und worin soll sie bestehen? In Harzburg, diesem durch seine zauberhaften Naturschönheiten ausgezeichneten Badeorte Braunschweig's, haben die zahlreichen Katholiken, die sich seit zehn Jahren dort niedergelassen, für ihren Gottesdienst kein anderes Lokal, als eine Stube, die aber der Feier der hochheiligen Geheimnisse durchaus nicht würdig, zugleich aber auch, abgesehen von den Badegästen, viel zu klein ist. Der Missionspfarrer dieser erst seit Anfang dieses Jahres durch den hochw. Bischof von Hildesheim unter freundschaftlicher Zustimmung der Braunschweigischen Behörden für diese verlassen Katholiken neu errichteten Seelsorgerstelle hat sich darum im Juni d. J. im Bonifatiusblatt an die Katholiken Deutschlands gewendet, ihm zu einem würdigen Kirchlein zu verhelfen. (S. Bonifatiusbl. 1877, 6. S. 82—84.) Wer also diese Zeilen hier liest, der nehme ungekündet eine Postanweisungskarte und schide an den hochw. Herrn Krebs, kath. Missionar zu Harzburg in Braunschweig, für diesen Kirchenbau seine Gabe, groß oder klein, wie es ihm eben möglich ist; da wird sich dann nach Jahresablauf am Fuße des Burgberges ein katholisches Kirchlein erheben, dessen Glockenstimme in die paradiesische Gegend hinaustrifft: „Eure sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“ Das sei unsere katholische Revanche! Aber keiner schreie sich aus, der den Namen eines echten Katholiken verdienen will.

In **Hofen** amtirt bekanntlich der Staatspfarrer Brent, nach dessen Tode aber der größere Theil der dortigen Katholiken nicht leben, sterben und selig werden will. Sie wollen also auch die Toten ohne ihn begraben und weigern sich, die vorgeschriebene Erlaubnis zu Beerdigungen bei demselben einzuholen. Das hat natürlich zu verschiedenen Konflikten geführt und da man einerseits die Katholiken nicht zur Anmeldung der Beerdigung bei Herrn Brent zwingen, andererseits aber auch die Leichen nicht unbesattet lassen kann, so sah sich die Polizei stets genöthigt, die Beerdigung anzuordnen, durch angemessene Arbeiter vornehmen und durch Gensdarmen überwachen zu lassen. Die weitere Folge waren Prozesse wegen Uebertretung der zur Anmeldung bei dem Pfarrer verpflichtenden Polizeiverordnung, die in erster Instanz mit Freisprechung endeten, in zweiter aber, wie bereits gemeldet wurde, dahin entschieden worden sind, daß die Angeklagten für schuldig erklärt und zu geringfügigen Geldstrafen verurtheilt worden sind. Angesichts dieses Kulturkampfes bis zum Grabe und darüber hinaus drängt sich der demokr. Vitz. die Frage auf: „Ist es nicht endlich, endlich Zeit, nach so reichen Erfahrungen zu erkennen, daß man mit dem hochgepriesenen kulturkämpferischen Maßgeßel auf einen Holzweg gerathen ist, wo man keinen Ausgang aus den Konflikten findet?“ Die Antwort lautet, wie folgt: „Wer unbefangenen auf Marpingen und Dietrichshalde hinblickt, der muß doch wohl, was wir doch immer behauptet haben, merken, daß man mit Sondergerichtshöfen, Exekutionen, Vertreibungen, Oberpräsidenten, Gefängnissen, Polizeisten und Gensdarmen keinen Uberglauben beseitigt, sondern durch Martyrthum erst recht stark befestigt, und die Zustände bis ins Unglaubliche verwickelt. So wie jetzt hat es noch niemals in Preußen ausgefallen. Nichts hat dieses mehr gefördert als der Zwang der sogenannten Maßgeße, vor welchen wir vergeblich gewarnt haben. Daß man aber auch jetzt noch immer nicht die richtige Einsicht in diesem Punkte gewinnt, daß die Mutter Gottes bewirkt hat.“ Die Einsicht ist wohl schon vorhanden, fügt die Ztg. hinzu, aber noch keine Aussicht, wie mit Ehren und Anstand aus der fatalen Lage, die man selbst geschaffen, herauszukommen ist.

In **Dortmund**, 14. Sept. Der Vorstand des Volksvereins der Centrumspartei im Kreise Dortmund hat den Beschluß gefaßt, in einer großen Vereinsversammlung am 30. September eine Petition zu berathen, welche die Aufhebung der Maßgeße bezieht. Die Ausarbeitung und Motivierung dieser Petition, welche zunächst den Rammern und dem Staatsministerium eingeleitet werden soll, hat auf Verlangen der Pfarrer Schulte in Erwarte übernommen. Die „Trennung“ veröffentlicht das Schreiben, mit welchem derselbe dem Verlangen des Vorstandes entspricht. Wir entnehmen demselben die nachstehenden Stellen: „Erwarte, 9. Sept. 1877. Dem Vorstande des katholischen Volks-

vereins habe ich die Ehre, den Empfang des gefälligen Schreibens vom 7. c. mit dem Ausdruck meines tiefsten Dankes für das mir bewiesene Vertrauen anzuzeigen. Ich bin zwar überzeugt, daß ich der mir von dem Vorstande gestellten Aufgabe nicht durchaus gewachsen bin. Gleichwohl kann und will ich das an mich gerichtete Ersuchen, eine Petition an den Landtag um Aufhebung der Maßgeße in der auf Sonntag den 30. c. anberaumten Volks-Versammlung zu begründen, nicht ablehnen. Ich halte es für einen durchaus glücklichen Gedanken, anzuregen, daß das katholische Volk die bereits eingetretenen und in weiterer Ausdehnung noch bevorstehenden Folgen der kirchenpolitischen Gesetzgebung gehörigen Ortes aufdeckt. Der katholische Volksverein in Dortmund hat auf den Dank aller wahren Freunde des Staates wie der Kirche gerechten Anspruch erworben, weil er den Anstoß zu einer Bewegung gegeben hat, welcher hoffentlich das ganze katholische Volk in Preußen sich anschließen wird.“ Der Herr Pfarrer bemerkt sodann, daß der angeregten Bewegung der Charakter einer regierungseindlichen Agitation absolut fern liegen müsse und fährt dann fort: „Ich hege zu den gesetzgebenden Faktoren unseres Landes das gewissenhafte Vertrauen, daß sie die von uns eingebrachte Petition nach gerechtem Urtheil nicht einfach zurückweisen können. Dabei möchte ich nur noch, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, bemerken, daß mir nichts ferner liegt, als die Absicht, einen so enigmatischen „faulen Frieden“ herbeizuführen. Wie ich die von Ihnen angelegte Petition auffasse, kann es sich dabei nicht um einen Friedensschluß handeln, dessen Herbeiführung sich ohnehin unserer Einwirkung entzieht. Wir wollen aber die Beilegung derjenigen Schwierigkeiten verlangen, welche dem unsere Seligkeit bedingenden Gnadenerleben bereitet werden. Ich hielt mich verpflichtet, durch die bevorstehenden Bemerkungen meine Stellung zu der von Ihnen angeregten Bewegung zu präzisieren. Unter der Voraussetzung, über eigentlich in der Uebereinstimmung, daß Sie meiner Auffassung der Petition um Aufhebung der Maßgeße in der Volks-Versammlung vom 30. d. Mts. zu übernehmen.“

In **Düsseldorf**, 15. Sept. In drei Fabriken des benachbarten Grafenberges war folgendes Plakat angebracht: „Um unsern sämtlichen Angehörigen und Arbeitern Gelegenheit zu geben, der Empfangsfeierlichkeit Sr. Majestät des Kaisers in Düsseldorf beizuwohnen, haben wir beschloffen, Mittwoch Nachmittags und Donnerstag den ganzen Tag zu feiern. Am Donnerstag nach Eintreffen des Kaisers von der Station Grafenberg 9 1/2 Uhr, sowie Mittags 1 1/2 Uhr werden die Angehörigen und die Arbeiter der drei Werke Spalier bilden und haben sich sämtliche Leute an dem genannten Tage Vormittags 8—9 1/2 Uhr und Mittags 12 1/2—1 1/2 Uhr auf dem Fabrikhofe in ihren Feiertagskleidern einzufinden und unter Vorantritt des Meisters zu dem Empfangsplatze zu begeben. Wir rechnen mit Bestimmtheit darauf, daß die Empfangsfeierlichkeit durch ein gutes Betragen zur Freude Sr. Majestät, wie zur Ehre des ganzen Arbeiterstandes ausfallen wird.“ So wird Patriotismus gemacht. Wie bekannt, haben sich hier auch verschiedene Kriegervereine präsentirt. „Das Benehmen einzelner Mitglieder verdient eine scharfe Rüge.“ Mehrere waren schon betrunken, als sie anlangen, lagen an den Wegen und an den Gassen. Das Betragen einzelner Mitglieder auf dem Paradeplatze war geradezu empörend. Das Vergnügen, sich voll zu trinken, hätten die Herren billiger haben können, wenn sie zu Hause geblieben wären.“

In **Köln**, 14. September, wird der „Germ.“ geschrieben: „Lassen Sie mich Ihnen einige „pitante“ Gerüchte mittheilen, welche aus Anlaß des von der Stadt Köln den beiden Majestäten am Mittwoch bereiteten Festabends unsere Stadt beschäftigen. Bei Feststellung der Liste der einzuladenden Honoratioren in der geheimen Sitzung der Stadtverordnetenversammlung war, wie das bei einem stadtkölnischen Feste erklärlich ist, an Herrn „Bischof“ Dr. Reinkens in Bonn nicht gedacht worden. Trotzdem hatte derselbe, wie man wenige Tage vor dem Feste erfuhr, eine Einladung erhalten. Vielleicht hatte er sich, nachdem er bei dem Comité in Düsseldorf vergeblich um eine Karte zu dem Feste der Stände der Rheinprovinz petitionirt, an die Stadtverwaltung in Köln gewandt und hier bereitwilliges Gehör gefunden.“ Wie gleich mit der Kunde von der auffallenden Einladung des „Bis-

Berg schüttelte traurig den Kopf. „Das wird kaum geschehen, ich habe — daß ich es Ihnen nur gestehe, mit dem Mädchen schon viel über diesen Punkt gesprochen, aber es hat mir stets geantwortet, daß es lieber auf alles irdische Glück verzichtet, als dem der sterbenden Mutter gegebenen Versprechen, niemals den Glauben zu wechseln, untreu werden wolle.“

Fritz ging wieder fort, zog weit hinaus in die Fremde und kehrte doch wieder an den Ort zurück, wo seiner nur Qualen harreten. Jetzt suchte ihn der Hauptmann auf. Berg war durch mancherlei recht bittere Erfahrungen dazu gekommen, in der Religion Trost zu suchen und machte ihre Uebungen mit, weil sie seinem bedrängten Herzen Bedürfnis genöthigten. Als die Vitterkeit der Erfahrungen verschmerz war, hatte er sich an die Religion gewöhnt und blieb nun auch dabei. Er war von Herzen fromm, aber es fehlte seiner Frömmigkeit das klare Bewußtsein des Glaubens, und er kannte namentlich den Unterschied der Confessionen so viel wie gar nicht. Daher machte es ihm nur wenig Kummer, daß Anna anderen Glaubens war, und da sie ihn überdies sehr oft in die Kirche begleitete, weil ein Prediger, der sorgfältig die confessionellen Unterschiede zu berühren vermied, durch die Vorträge seines Vortrages sie besonders anregte, so begnügte sich Berg damit und überließ alles Andere der Zukunft. Ist es demnach zu verwundern, wenn er ganz treuherzig dem Maler den Vorschlag machte, zum Protestantismus überzutreten, und wenn er ordentlich erschrad, als dieser heftig rief: „Nein, niemals!“

Der Hauptmann hatte bisher noch nicht daran gedacht, daß es Menschen geben könne, deren Herzen der Glaube ganz und gar erfüllt, und denen die Bewahrung desselben Lebensbedürfnis ist; jetzt bekam er davon eine Ahnung. „Nun“, meinte er dann, „Sie und Anna können ja auch bleiben, was Sie sind. Sie glauben beide an Einen Gott, und das Wesen Unterschied in den Dogmen wird doch den häuslichen Frieden nicht stören können. Sie gehen Sonntags in die katholische, Anna in die protestantische Kirche; die Kinder, mit welchen der Himmel Ihre Ehe

„schöpf“ verbreitete sich aber auch das Gerücht, daß die Kaiserin in Köln habe anfragen lassen, ob Vorstellung stattfinden werde; falls dies in Aussicht genommen sei, werde sie nicht erscheinen. Daraufhin mußte man auf die Vorstellung verzichten, und in der That wurde dem Stadtverordneten per Currende mitgetheilt: Da die Vorstellung auf dem Gürzenichsaale von der Kaiserin abbestellt sei, sollten sich die Stadtverordneten zu einer kurzen Vorstellung unmittelbar vor dem Concert im Gürzenichsaale (Parterre des Gürzenichs) einfinden, dann aber schleunigst ihre Plätze im Concertsaale zu gewinnen suchen. Weil nicht daran zu zweifeln war, daß Herr Dr. Reinkens der an ihn ergangenen Einladung Folge leisten werde, hatte die Majorität des Decapitels beschloffen, bei dem Feste nicht zu erscheinen, und so kam es denn, daß vom Decapitel nur ein einziges Mitglied dem Concerte beiwohnte, während die übrigen ersiverten Stühle leer blieben.

Oesterreich.

In **Wien**, 16. Sept. Der dem österreichischen Abgeordnetenhaus vorgelegte Bericht des Ausschusses für das neue Strafgesetzbuch ist eine umfangreiche Arbeit, welche sehr detaillirte Begründungen und Erörterungen zu fast allen einzelnen Bestimmungen des neuen Strafgesetzes und der vom Ausschusse daran vorgeschlagenen Aenderungen enthält. Die wichtigste unter diesen Aenderungen ist unzweifelhaft die Aufhebung der in der Regierungsvorlage noch enthaltenen Todesstrafe.

Zur Affaire Nachmehl (Affaire im österreichischen Arsenal) veröffentlicht der Staatsanwalt Graf Lamezan im Wiener „Extra-Blatt“ eine Berichtigung, nach welcher es weder einen italienischen Consul Namens Armani noch einen Consularsecretär Namens Armini in Wien gibt und die gegen Nachmehl geführten Erhebungen mit Personen in den obenbezeichneten Stellen nicht das Mindeste zu thun haben.

Frankreich.

In **Paris**, 15. Sept. Wie man vernimmt, ist das Manuscript des vielbesprochenen Wahlmanifestes des Marichalls heute der Druckerei Dalloz zugestellt worden; dasselbe soll zu 13 Millionen Exemplaren gedruckt werden; 12 Millionen davon sollen unter Kreuzband an die Wähler durch die Post und eine Million durch Vermittlung der Präfekten während der Wahlcampagne vertheilt werden. Man glaubt, daß dieses Manifest auch in den officiellen Blättern gleichzeitig mit dem Dekret befehls Einberufung der Wähler veröffentlicht werden wird.

Der Telegr. hatte die Nachricht verbreitet, daß die diplomatische Corps sei dem Leichenwagen des Kaisers gefolgt. Diese Angabe ist falsch, nicht das diplomatische Corps, sondern nur einige Personen aus dem diplomatischen Corps, welche mit Thiers persönlich befreundet waren, von der russischen Gesandte Fürst Orloff, welcher bekanntlich jeden Tag mit Thiers zusammen war, wie „Paris Journal“ halbamtlich berichtet. In Paris befinden sich 34 Gesandte, ihr Personal umfaßt 160 Mitglieder, von allen diesen folgten nur 5 dem Leichenzuge, darunter der Amerikaner Washburne, der nicht mehr Gesandter ist, ebenso Khalil Pascha, der in Paris privatist. Aus solchen Personen bestand das „diplomatische Corps“, welches nach dem Berichte der gambettistischen Blätter dem Sarge folgte.

Die XXV. General-Versammlung der deutschen Katholiken.

Die dritte öffentliche Versammlung schloß sich fast unmittelbar an die vierte geschlossene an. Nach der Köln. Vitz. theilen wir Folgendes darüber mit. Bei Beginn erhielt das Wort

Professor Dr. Fettingner. Es wird viel gekämpft in der Welt und wir müssen mit kämpfen; aber wie sollen wir streiten? Sehen wir zu, wie unsere Gegner es machen. Sie schmähren und höhnen, uneingedenk des Satzes: „Sancta sancte“, daß Heilige soll heilig behandelt werden. So liegt die Gefahr nahe, daß auch wir hingerissen werden in die Kampfesweise unserer Gegner. Wir aber sollen kämpfen durch die Darlegung der innersten Weisheit der katholischen Wahrheiten. Die Wahrheit ist mächtig; aber mächtiger ist die Unwissenheit. Die Wahrheit ist

segnet, mögen Sie katholisch erziehen lassen! damit ist die Sache abgemacht.

„Nein“, entgegnete Winter, „damit fängt die Verwirrung und das Unheil erst recht an. Glauben Sie denn, es könne möglich sein, welchem Religionsbekenntnisse meine Frau angehört? Ich halte die katholische Kirche für die allein wahre; das Wesen aber, das die heiligsten Bande an mich ketten, ist ein Glauben zugethan, von dem ich überzeugt bin, daß er von den ewigen Wahrheiten in höchst wichtigen Punkten abweicht und viele heilige Gnadensmittel entbehrt, deren eifrige Benutzung mit Sicherheit zum Heile führt. Ich mache den meinigen als heilige Pflicht erkannten Versuch, meine Frau zu meinem Bekenntnis hinüberzuführen; sie widersteht aber meinen dringenden Vorstellungen. Wie lange wird da die Eintracht zwischen uns bestehen? Meine Frau geht in die protestantische, ich in die katholische Kirche: gerade da, wo wir am Innigsten vereint sein, wo wir am Liebsten uns zusammenfinden sollten, im Gebete, im Gottesdienste, gerade da geben unsere Wege auseinander. Und erst Kinder! Sie werden mit der Zeit gewahr, daß Vater und Mutter nicht in dieselbe Kirche gehen; sie erfahren endlich, daß die Mutter protestantisch ist und fragen mich: warum? Was soll ich ihnen antworten? Nein, Herr Hauptmann, ich für meinen Theil sehe aus einer gemischten Ehe kein Heil erblicken. Andere mögen anders urtheilen; mir ist es nicht möglich, da ein Ende der Verwirrung und des Unheils zu sehen, bis nicht meine Frau und ich mit einander und mit den Kindern auf das Innigste durch den Glauben verbunden sind.“

Berg brückte dem Maler die Hand und sprach: „Sie sind ein braver Mann, und meine Anna wäre das glücklichste Weib an Ihrer Seite.“ Auch er ging unverrichteter Sache, wie Fritz von ihm gegangen war. Dieser schrieb ihm, daß er sein Haus nicht mehr betreten könne und ging auf's Land, um in der Stille und Ruhe, die er dort zu finden hoffte, sich mit dem Entwurf eines großen Marbides zu beschäftigen, zu dessen Ausführung er kürzlich Auftrag erhalten hatte.

(Fortf. folgt.)

Es war eine schöne Zeit — aber sie währte nicht lange. In einem Gespräch mit dem Hauptmann und seiner Tochter ließ Friedrich eine Aeußerung über den Protestantismus fallen, die an sich wahr und berechtigt, eine tiefe Wunde auf des Mädchens Wangen trieb und ihre dunklen Augen wie zornend aufblitzten ließ. „Meine Mutter war eine Protestantin“, sprach sie, „treten Sie ihrem Glauben, bitte, nicht zu nahe!“

„Aber Sie, mein Fräulein“, fragte Winter, „Sie sind doch Katholikin?“

„Nein“, entgegnete sie. Ihre Stimme zitterte leise, obwohl sie ihr einen festen Ton zu geben suchte. „Ich bin in der Religion erzogen.“ Jetzt nahm der Hauptmann das Wort: „Anna ist protestantisch; ihre Mutter, die vor fünf Jahren starb, hat es mir auf die Seele gebunden, daß ich Anna in ihrem Glauben nicht störe.“

Fritz war aus allen seinen Himmeln gestürzt — wenn diese banale Phrase auf einen Mann angewendet werden darf, der eigentlich nur von einem Himmel weiß, von jenem, wo der Heiland zur Rechten des Vaters thronet, und wohin auch er einst kommen will. Er ging verstört davon, und verurtheilte die Sorglosigkeit, in welcher er, von einem Schein getäuscht, nicht schon längst nach Anna's Glauben gefragt hatte. Wochenlang kämpfte er mit sich selbst; sein erster Entschluß war, Anna zu verheirathen, aber das ging nicht so leicht. Leise Hoffnungen schlichen sich in sein Herz, rannten sich darum fest und schmeickelten und flüsterten so lange, bis er wieder das Haus betrat, das er seit mehreren Wochen gemieden hatte. Er bat den Hauptmann um eine Unterredung unter vier Augen und fragte ihn, ob er ihm die Hand seiner Tochter geben würde.

„Mit tausend Freuden!“ rief Berg. „Wie glücklich wird Anna sein! Sie liebt Sie herzlich. Wollen wir zu ihr hinübergehen?“

„Nicht so rasch, wenn ich bitten darf, Herr Hauptmann!“ sprach Winter und drückte den alten Herrn wieder auf den Stuhl nieder, von dem er aufgesprungen war. „Wir sind noch nicht so nahe am Ziele, es sei denn, Sie könnten meine Hoffnung begründet nennen, daß Anna katholisch würde.“

hätten wie Gott Schmudlos um Liebe; denn wir wir doch Mitleid Armuth hätte bedauernswert müssen fernern uns weiden. wir tragen die und gerade der That, die einen Katholiken Interessen; es kenntniß; es nur dieser lehr werden wir d Stud. th

hätten Studien wie die Grün auch die G Redner entwirren, wies d rüd, welche studentischen Anspielung des Herrn F gieder, auch Wohlwollen an früherer

Pfarrer allgemeine T des Herrn C Herrn Erzbi Tode möge die Rechte u Frieden zur

Ankranken wu seinen Gruß besprach Ne Leben des namentlich Das letzte Rein einzige losgelegt, un sich getrennt nimmehr tot

Glauben ist bensauber d noch den T die Liebe, d ist freilich d dieser Unfö Kampf. W an dieser l Mangel an Kirche zu b Gulte ist in überwindet.

Dr. S

fährne un der Katholi

zu beschre

diesjährigen

gehen, wi digung der Wissen, tei wenn sie n

Was unsere der Stube

Diplomaten Gottes-Gn

los, ohne c

ist die Kir in den Belag

thun? Do ante port

uns. Die

und göttli

Kreuzge l

Katholiken

nicht ein A

hoffen. C

Brunnen;

schaft, die

Brunnen v

Brunnen.

Als ich in

wo noch k

wird kein

in eine kat

habe in de

katholisch

gewiß nich

Aber wir

Kreuzes a

wird gere

Irland w

Lage. S

ihre Kir

Wenn ein

wir ein be

wir mit V

drängniß.

Als man

während i

Vater sch

Vater am

Regens

sprechen.

wählen; d

kampf-Br

keine socia

daß die Kaiserin
stättfinden werde;
nicht erscheinen.
lichten, und in der
mitgetheilt: Da
Kaiserin abbestellt
kurzen Vorstellung
Batterie des Gür-
Bläse im Concert-
zu zweifeln war,
n Einladung Folge
capitels daran vorge-
es denn, daß vom
Concerte bewohnte,
lieben.

Abgeordneten-
das neue Strafgeset-
detaillierte Begrün-
Bestimmungen
huffe daran vorge-
unter diesen Men-
der in der Negi-

reichlichen Arsenal
im Wiener Extrar-
einen italienischen
secretär Namens Ar-
gefühlt gestrichen
Amtsstellungen nicht

ist das Manu-
des Marfchalls
dasselbe soll zu 13
den; 12 Millionen
durch die Post und
während der Wahl-
daß dieses Manifest
mit dem Dekret
veröffentlicht wer-

dit, daß die diplo-
des Thiers ge-
diplomatische Corps be-
einige Personen
Thiers persönlich be-
Fürst Orloff, welcher
in war, wie Paris
befanden sich 34 Ge-
er, von allen diesen
er Amerikaner Wash-
Khalil Pascha, der
bestand das diplo-
e der gambettischen

g der deutschen
ammlung
gehoffene an. Nach-
rübr mit. Bei Be-

viel gekämpft in der
sollen wir streiten
den. Sie schäme
ancta sancto", das
legt die Gefahr nahe
Kampfesweise unsere
die Darlegung der
ten. Die Wahrheit ist
eit. Die Wahrheit ist

damit ist die Sache

gt die Verwirrung und
denn, es könne mit
isse meine Frau an
die allein wahre; da-
mich fetten, ist einen
bin, daß er von den
den abweicht und viele
Benutzung mit Ge-
meinerseits als heilig
u meinem Bekenntni-
dringendsten Vorstell-
in eine katholische Sch-
ch die katholische
vereint sein, wo wir
Gebete, im Gottes-
manber. Und erst
daß Vater und Mut-
hren endlich, daß
warum? Was soll ich
ich für meinen Theil
schließen. Andere mög-
da ein Ende der Ver-
sich nicht meine Frau
auf das Innigste dank-

nd sprach: „Sie sind
das glückliche Weib-
teter Sache, wie
and, daß er sein Haus
land, um in der Stille
sich mit dem Entwurf
zu dessen Ausführung

(Fortf. folgt.)

schön wie Gott selbst, der spricht: „Ich bin die Wahrheit.“
Schmucklos und einfach sollen wir sie vortragen, und dann in
Liebe; denn wir sollen Mitleid haben mit unsern Gegnern. Haben
wir doch Mitleid mit den Armen und Kranken! Ist aber eine
Armuth härter als die Armuth an Wahrheit? Ist ein Blinder
bedauernswerther, als wer die Wahrheit nicht erkennt? Wir
müssen ferner jeden Tag, und namentlich jetzt die Hoffnung in
uns wecken. Viel beschuldigen uns der Vaterlandslosigkeit; aber
wir tragen die Liebe zu unserm Vaterlande tief in unsern Herzen,
und gerade darum hoffen wir. Wahrheit im Geiste, Kraft in
der That, Liebe im Herzen, das sei unser Wahlspruch. Es gibt
einen Katholicismus, der die Religion mißbraucht zu weltlichen
Interessen; es gibt einen Katholicismus der vernünftigen Ge-
kenntniß; es gibt auch einen Katholicismus in der Liebe. Aber
nur dieser letztere hat die göttliche Verheißung. In diesem nur
werden wir die unheilige Welt besiegen.

Stud. theol. Sdralet aus Breslau sprach über die katho-
lischen Studenten-Verbindungen. Das Jahr 1848 veranlaßte,
wie die Gründung der katholischen General-Verfassungen, so
auch die Gründung der katholischen Studenten-Corporationen.
Nebener entwickelte in gewandter Sprache die Grundzüge der letz-
teren, wies die eben so zahlreichen wie althergebrachten Vorurtheile zu-
rück, welche über ihre Principien wie über die Gestaltung des
Studenten-Lebens innerhalb derselben bestanden, wies auf die
Empfehlung des h. Vaters und des deutschen Episcopates, speciell
des Herrn Fürstbischöfes von Breslau, hin, und bat die Mit-
glieder, auch in Zukunft den studentischen Corporationen das
Wohlwollen zu bewahren, welches ihr die General-Verammlung
in früherer Zeit bewiesen habe.

Pfarrer Dr. Westermayer (München) berichtete über die
allgemeine Theilnahme, welche in München die schwere Erkrankung
des Herrn Erzbischöfes erregte, und die von demselben an den
Herrn Erzbischof von Bamberg gerichtete Bitte: „Nach seinem
Tode möge er an die Spitze des bayerischen Episcopates treten,
die Rechte und Freiheiten der Kirche verteidigen und einen faulen
Frieden zurückweisen.“ Seitdem habe sich das Verinden des
Kranken wesentlich gebessert, er schide der General-Verammlung
seinen Gruß und werde wohl der Kirche erhalten bleiben. Dann
besprach Redner das innere kirchliche Leben der Gegenwart. Das
Leben des wahren Christen vollziehe sich in und mit der Kirche,
namentlich durch Einbringen in das Weiden des Kirchenjahres.
Das letzte allgemeine Concil wirkte erweiternd und einigend.
Rein einziger Bischof hat sich, wie in früheren Zeiten so mancher,
losgerissen, und nur eine kleine Zahl von Priestern und Laien hat
sich getrennt. Der Jernianismus und der Gallicanismus sind
nunmehr todt, und heute heißt es: Entweder — oder. Mit dem
Glauben ist gewachsen die Hoffnung, gestärkt durch die lange Le-
bensdauer des h. Vaters, der trotz seines Alters vielleicht doch
noch den Triumph der Kirche schauen wird. Gewachsen ist auch
die Liebe, die Frömmigkeit und der Eifer. Unsern Gegnern
ist freilich das innere Leben der Kirche unbekannt, und nur aus
dieser Unkenntniß erklärt sich der offene wie der versteckte Cultur-
kampf. Aber auch Manche, die sich Katholiken nennen, nehmen
an dieser Unkenntniß Theil, daher auch im katholischen Lager
Mangel an Eintracht. Unser bestes Mittel, das innere Leben der
Kirche zu heben, ist das Gebet für Freunde und Feinde. Unsere
Gefühle ist im Namen des Herrn, und der Sieg, der die Welt
überwindet, ist unser Glaube.

Dr. Schmitz (Düsseldorf) sprach in oratorischer feiner durchge-
führter und höchst wirkungsvoller Vortrage über die Pflichten
der Katholiken. Ich kann meine Aufgabe nicht darin suchen, Sie
zu belehren, sondern will nur kurz resumiren, was wir in der
diesjährigen Versammlung gelernt haben. Wir haben zunächst
gesehen, wie herrlich und erhaben unsere Pflicht ist: die Verthei-
digung der christlichen Wahrheiten. Wir haben gesehen, daß kein
Wissen, kein Können, keine Cultur wahrhaftig gut sein kann,
wenn sie nicht erwachsen ist aus dem Boden des Christenthums.
Was unsere Zeit charakterisirt, ist der Materialismus, der aus
der Stube der Philosophen hinausgezogen ist in die Cabinete der
Diplomaten, und sie geleitet hat, bei dem Königthum auf das
Gottes-Gnadenstium zu verzichten. Wir stehen im Kampfe wehr-
los, ohne alle irdische Macht. Niemals seit der Zeit der Ottonen
ist die Kirche so wehrlos gewesen wie heute. Wir befinden uns
im Belagerungs-Zustande. Was sollen wir also als Belagerte
thun? Dasselbe, was die Römer thaten, als es hieß: „Hannibal
ante portas.“ Erscheinen wir auf den Wällen und rufen wir
uns. Die Axtung aber gibt uns die Kirche mit ihrer Wahrheit
und göttlichen Verheißung. Nicht mit dem Schwerte, mit dem
Kreuze sollen wir kämpfen. Das Wort Revolution ist in dem
katholischen Wörterbuche nicht zu finden. Daher sollen wir, auch
nicht ein Mal in unsern Herzen auf eine gewaltsame Umwälzung
hoffen. Eine der schlimmsten Gefahren ist die Vergiftung der
Brunnen; der Liberalismus aber hat die Brunnen unserer Wissen-
schaft, die Schulen vergiftet. Was aber thut Einer, der seinen
Brunnen vergiftet weiß? Er geht fort und gräbt sich einen neuen
Brunnen. Thun wir es ebenso, gründen wir uns neue Schulen.
Als ich in London den Platz für die projectirte Kathedrale sah,
wo noch kein Spatenstich geschah, da sagte man mir: Eher
wird kein Stein gelauft, bis das letzte katholische Kind Londons
in eine katholische Schule geht. So müssen wir es machen. Ich
habe in den Kirchenvätern noch niemals den Lapidarstil einiger
katholischer Blätter der Gegenwart gefunden. Der Mensch geht
gewiß nicht weiter, wenn er keine Hoffnung des Gelingens sieht.
Aber wir haben ja die Hoffnung, wir haben die Plante des
Kreuzes auf dem Ocean des Lebens. Irland hat gehofft und
wird gerettet. Wir aber sind nicht in so schlimmer Lage, wie
Irland war. Bei einer Belagerung tritt der echte Heroismus zu
Tage. Seien auch wir katholische Helden, damit es heiße von
ihrer Kirche: tota pulchra, tota formosa, tota sine macula.
Wenn einst unsere Bischöfe wieder in ihre Dome einziehen und
wir ein begeistertes Te deum laudamus singen, dann wollen
wir mit Befriedigung zurückblicken können auf die Zeit der Be-
drängniß. Endlich muß der Belagerte seinem Feldherrn vertrauen.
Als man einen jungen Engländer fragte, warum er so ruhig sei
während des heftigen Sturmes, antwortete der Knabe: Mein
Vater steht an Steuer. Wer aber kann mit mehr Recht dem
Vater am Steuer vertrauen, als wir Katholiken?

Regens Dr. Mufang. Zwei Punkte möchte ich noch be-
sprechen. Es sind zwei capitale Fragen, welche unsere Zeit auf-
zuheben; die sociale Frage und die religiöse oder sogen. Cultur-
kampf-Frage. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, es gebe
keine sociale Frage; es herrsche eben nur augenblicklich eine Noth-

lage. Es besteht eine Nothlage, und diese Nothlage ist chronisch;
sie liegt in der ganzen Constitution der heutigen Gesellschaft. Ein
eben so bedenklicher Irrthum ist es, wenn man meint, man könne
alle sociale Noth aus der Welt schaffen. Das ist die Lüge der
heutigen Führer unseres armen Arbeiterstandes. Das Evangelium
weiß von einem derartigen Versprechen nichts, und wir müssen
uns hüten, den Schein zu erwecken, als ob wir so etwas ver-
sprächen. Ein dritter Irrthum ist das Vorgeben, man könne die
Lage ohne Religion, ohne Christenthum bessern. Man hat aus-
gerechnet, wie viel ein Arbeiter zum Lebensunterhalt brauche.
Man kann bei einer Dampfmaschine ausrechnen, wie viel Centner
Kohlen sie täglich braucht. Aber kann man eine Maschine glück-
lich machen, wenn man sie vollstopft mit Brennmaterial? Ein
Irrthum ist es auch, wenn man glaubt, die Kirche allein könne
die sociale Frage lösen. Das ist nicht ausschließlich Sache der
Kirche, welche die Mission hat, die Menschen für das Jenseits
glücklich zu machen. Sie übernimmt ein gut Theil der Arbeit,
aber auch jeder Einzelne muß Hand anlegen. Auch der Staat
muß helfen. Wenn alle, die es können, mitwirken, so wird die
Noth nicht gehoben, aber gelindert und die sociale Frage gelöst.
Was den eigentlichen Culturkampf anlangt, so muß ich auch hier
vier Irrthümer abweisen. Es ist ein Irrthum, daß der Cultur-
kampf nur eine politische Parteifrage sei. Es handelt sich nicht
um gekränkte dynastische Gefühle, um die Antipathie gegen ein
politisches System. Der Culturkampf ist in Wahrheit international.
Es handelt sich bei demselben nicht um eine politische Parteifrage.
Wer das sagt, der heuchelt politisch. Wir glauben an eine con-
cordia sacerdotii et imperii. Es ist ein Irrthum, es handle
sich um Dinge, in denen die Bischöfe nachgeben könnten. Die
Bischöfe kamen in ihre hohen Stellungen mit Genehmigung des
Staates; sie waren personae gratissimae. Und nun sollen
diese Männer aus Eigensinn, aus Uebermuth in einen Kampf ein-
getreten sein, der ihre geliebten Diöcesanen so hart trifft. Man
weist hin auf die bestehenden Bestimmungen in Würtemberg und
Baiern. Aber ein Ring ist keine Kette und zwei Ringe sind es
auch noch nicht. Aber sorgen müssen unsere Bischöfe, daß nicht
mehr Ringe zu der Kette geschmiedet und zusammengefügt werden.
Endlich ist es ein Irrthum, es werde nachgegeben werden. Quod
non! meine Herren, quod non! Ich spreche nicht als Prophet,
sondern auf Grund der göttlichen Verheißungen. Wenn der päpst-
liche Stuhl wohlwollenen katholischen Fürsten Concessionen gemacht
hat, so hat er sie gehalten; aber der Staat hat seine Gegenver-
sprechungen nicht gehalten.

F. v. v. Los. Mir bleibt nur die Pflicht, die Versamm-
lung zu schließen, und ich thue es in der Ueberzeugung, daß sie
sich ihren Vorgängern würdig anschließen. Noch ein Mal möchte
ich hinweisen auf die Wichtigkeit der Schulfrage, der ja die wich-
tigsten unserer Resolutionen gelten, und auf die Wichtigkeit der
Unterstützung der Presse. Redner theilte die Antwort auf das an
den Cardinal Simeoni gerichtete Telegramm mit. Dasselbe lautet:
„Der h. Vater dankt der in Würzburg versammelten General-
Versammlung der Katholiken Deutschlands für das neue Zeugniß
ihrer Hingebung und spendet derselben aus ganzem Herzen den
apostolischen Segen. Cardinal Simeoni.“

Admann schloß der Präsident die Sitzung mit einem Hoch auf
den h. Vater.

Vom russisch-türkischen Kriegsschauplatz.

Die Montenegriner haben das Bombardement auf Bilet be-
gonnen. In der letzten Nacht umgingelten einige 1000 Montene-
griner die türkischen Bilet, Gubomir und Korjenic und forderten
dieselben auf, sich binnen 24 Stunden zu übergeben.

— Bucharest Telegramme an offizielle Wiener Persönlich-
keiten melden, die Niederlage der Russen und Rumänen vor Plewna
sei eine vollständige. Der Verlust am 11. Septbr. werde auf
10,000 Mann geschätzt. Stokobew's Corps, welches südlich vor
Plewna stand, existire nicht mehr. Osman Pascha habe demselben
am Mittwoch viele Geschütze abgenommen und eine große
Zahl von Gefangenen gemacht. Letztere werden nach einem Tele-
gramme der Deutschen Zeitung auf 18,000 beziffert. Die Polit.
Corr. meldet über die Kämpfe vom Mittwoch: Stokobew verlor,
als er die am Dienstag genommenen Redouten wieder aufgeben
mußte, die Hälfte seiner Mannschaft und drei Geschütze. Der
Unterchef des Generalstabs, Lewiski sandte die dringende verlan-
gen Verstärkungen zu spät. Die rumänischen Commandanten ha-
ben nach dem letzten Kampfe bei Plewna die Parlamentärflagge
aufgehängt und Abtheilungen auf das Schlachtfeld entsandt, um die
gefallenen Rumänen aufzulesen. Die Türken schossen aber auf die
mit einem rothen Kreuz versehenen Sanitätsofficiere und tödteten
zwei derselben. Aus Belgrad wird der genannten Correspondenz
gemeldet, daß, wie von offizieller Seite versichert wird, der ser-
bische Agent in Konstantinopel bis jetzt keinen Auftrag erhalten
habe, die diplomatischen Beziehungen mit der Pforte abbrechen.
Derselbe verbleibe bis auf Weiteres in Konstantinopel. In Folge
einer von der serbischen Regierung bei der Pforte eingebrachten
Beschwerde haben die Türken das von ihnen besetzt gewesene Vu-
jaskiager geräumt. Sämmtliche serbischen Truppen aus dem La-
ger bei Topitschider sind nach der Gränge abmarschirt.

— Eine Depesche Mehmed Djuma und vom 13. d. meldet:
Circassische Pflanker waren 3000 Kosaken zurück. Oberst Vater
schlug mit einem Bataillon Infanterie und einem Regiment Ca-
vallerie vier russische Infanterie-Bataillone und ein Cavallerie-
Regiment, die von einer Batterie unterstützt waren, wobei die
Russen 100 Tode hatten. Das 11. russische Corps räumte
Tirnova und zog sich zur Verstärkung des 12. und 13. Corps
auf Bjela zurück. 4000 Russen mit Artillerie, die Soukita an-
gegriffen hatten, wurden mit einem Verlust von 150 Toden
zurückgeworfen. Eine zweite russische Colonie, welche Djumali
übergriff, das Döle von Kautir und brannte Konjoulouk nieder.
Es wurden untererztes Verstärkungen dorthin geschickt. Das Re-
sultat des Kampfes daselbst ist noch unbekannt. Die Russen hatten
die Umgebungen von Kadib, Kurbler und Jousfoughan noch be-
setzt. — Einer Depesche Suleiman Pascha's vom 14. d. zufolge
haben gestern Circassier 500 Russen bei Gena geschlagen und 52
Mann davon getödtet. Der Feind hat heute Ganasolbi niede-
gebrannt. Nach vierstündigem fortwährenden Feuer und nachdem
mehrere seiner Kanonen demontirt waren, zog er sich zurück.

— Einer weiteren Depesche Mehmed Ali's vom 15. zufolge
sollen am 14. die Russen in der Stärke von 22 Bataillonen
Infanterie, 3 Regimentern Cavallerie und 65 Geschützen gescha-

gen und nach Sinan zurückgeworfen worden sein. Die türkische
Solonne hätte nur 12 Bataillone gezählt, denen sich später noch
weitere 6 Bataillone angeschlossen hätten.

— Eine Depesche Suleiman Pascha's meldet, daß der Artill-
eriekampf im Schiplapasse fort dauert und daß die türkischen Ge-
schütze abermals mehrere russische Batterien zum Schweigen ge-
bracht hätten.

— Der Großvezir hat dem englischen Botschafter Layard
mitgetheilt, Osman Pascha habe gestern die Russen geschlagen.
Letztere hätten gegen 8000 Mann an Toden und Verwundeten
so wie mehrere Geschütze und Munitionsvorräthe verloren. Der
Kampf dauert noch fort.

— Großfürst Nikolaus hat aus Boradin, 15. Sept., nach
Petersburg telegraphirt: „Gestern besichtigte ich den ganzen
Tag über unsere Positionen, wählte neue Stellen für die Bate-
rien aus und recognoscirte die Dispositionen des Feindes. Ich
sah daher keine Zeit zum Telegraphiren. Am 13. und 14.
Sept., 6 Uhr Abends, beschossen unsere Batterien Plewna. Die
Türken erwiderten das Feuer nicht; sie scheinen die Munition
für den Fall einer Wiederholung des Sturmangriffs von unserer
Seite zu sparen. Am 14. Sept., Abends 6 Uhr, eröffneten die
Türken dagegen ein heftiges Feuer gegen die Givisha-Redoute
und griffen dieselbe später an. Der Angriff wurde jedoch unter
Mitwirkung unserer und der rumänischen Reserven zurückgewiesen.
Die ganze Affaire dauerte 3 1/2 Stunden. Heute fahren wir mit
der Beschießung der feindlichen Befestigungen fort. Die Stadt
Plewna brennt. Nachrichten vom 14. d., Abends, zufolge beträgt
die Zahl der Verwundeten, welche seit dem 7. d. die verschiedenen
Verhandlungsplätze passirten: 239 Officiere und 9432 Soldaten. Die
Zahl der Toden wird auf 3000 geschätzt, doch ist es noch un-
möglich, dieselbe genau anzugeben. Unser ganzer Verlust beträgt
gegen 300 Officiere und 12,500 Soldaten. Die rumänische
Armee hatte bis zum 14. d., Morgens, an Toden und Verwun-
deten gegen 60 Officiere und 3000 Soldaten. Die Stim-
mung unserer wie der rumänischen Truppen ist ausgezeichnet;
die jüngerer rumänischen Truppen schlagen sich vortrefflich. In
den übrigen Punkten des Kriegsschauplatzes sind keine Verände-
rungen eingetreten und herrscht Ruhe.

— Offizielle Telegramme aus Boradin vom 15. und 16.
melden: An beiden vorhergehenden Tagen erfolgte eine Beschie-
ßung des Nicolai-Berges bei Schipla durch drei schwere türkische
Mörser; das Feuer dauerte am 15. fort. Vor Plewna bleibt
das russische Feuer von den Türken fast unermüdet. Ein offi-
zielles Telegramm aus Karajal vom 16. berichtet über eine von
Loris Melikoff am 13. gegen den rechten Flügel Moutchar Pa-
scha's ausgeführte Recognoscirung, wobei die Russen einen un-
bedeutenden, die Türken einen stärkeren Verlust hatten.

Rheinland-Westfalen.

Neuß, 17. Sept. Wir wollen daran erinnern, daß die-
jenigen Personen, welche im künftigen Jahre ein Gewerbe im Um-
berziehen betreiben wollen, die erforderlichen Legitimations- und
Gewerbebescheine für das Jahr 1878 noch in diesem Monate bei
der Polizeibehörde ihres Wohnortes nachsuchen müssen.

Merken, 14. Sept. Gestern Abend ereignete sich in der
Meierei an der Gladbacher Chaussee ein trauriger Unglücksfall.
Ein Arbeiter in dem jugendlichen Alter von sieben Jahren fiel
in einen Behälter kochenden Wassers, wo er, wie es heißt, nach
drei Minuten erst auf sein Häufchen herausgezogen werden
konnte. Der Unglückliche war sichtlich verbrannt; das Fleisch
blieb in Stücken an den Kleibern hängen. Man brachte ihn so-
fort in's Krankenhaus, doch dürfte schwerlich an sein Aufkommen
zu denken sein.

Ditteln, 16. Sept. Auf übermorgen den 18. d. M., ist,
laut der „Niederrh. Zig.“, der Herr Kaplan Fraefen von hier
vor das Justizpolizeigericht zu Cleve geladen, um sich wegen des
von ihm verfaßten Feuilleton-Artikels „Meine Romreise“ in Nr.
53 des Sprechers hier selbst zu verantworten. In dem Artikel
sollen Beleidigungen des Fürsten Reichsanzlers von Bismarck
enthalten sein. Gleichzeitig ist auch der Redacteur F. Monbrion
als Beschuldiger mit vorgeladen worden. Auf den nämlichen
Tag ist auch der Redacteur der „Seldernschen Volkszeitung“ wegen
Majestätsbeleidigung und Beleidigung des Fürsten von Bismarck
vor das Clever Justizpolizeigericht citirt worden.

Vom Rhein, 13. Sept. In erschreckender Weise mehreu
sich die Nachrichten über die Herausgabe falschen Geldes. Die
Zeitungen bringen in letzter Zeit Berichte über Falschmünzer
aus Landeshut, Grlitz, Wesel und Rippes bei Köln.

Elberfeld, 14. Sept. Fast in jedem Monat, schreibt man
in der „R. B.“ finden Gefechtsbeurtheilungen statt; die Zahl der
Gefechtsbeurtheilungen wächst in erschreckender Weise und betrug
im verflossenen Jahre mehrere Hunderte.

Elberfeld, 15. Sept. Aus Mülheim am Rhein ist unter
dem gestrigen Tage folgendes Schreiben hier eingegangen: „Heute
trieb bei einem Holzkofse der Gebr. M. hier ein ungefähr 8
Centimeter langes, grünes Fläschchen an, welches ein Schriftstück
nachstehenden Inhaltes enthielt: „Ich bin aus Elberfeld und hab
mich zwischen Mülheim und Stammheim im Rhein ertränkt.“
P. B. aus Elberfeld.“ Das Fläschchen mit dem Zettelfchen ist
auf dem Polizeiamt zu Mülheim a. Rh. abgegeben worden und
wird der Polizeibehörde nach Elberfeld eingeschickt.“

Amthliches.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht:
Aus Anlaß Allerhöchster Anwesenheit in der Rheinprovinz
den nachbenannten Personen Orden, bezüglich das Allgemeine
Ehrenzeichen zu verleihen und zwar haben erhalten den Stern
zum Rothen Adler-Orden zweiter Klasse mit Eichenlaub v. Bern-
nath, Regierungs-Präsident; Dr. jur. Frhr. v. Seidenborff, General-
Procurator, Köln. — Den Rothen Adler-Orden zweiter Klasse
Revissen, Geh. Comm.-Rath, Köln. — Den Rothen Adler-Orden
dritter Klasse mit der Schleife Buh, Ober-Procurator, Bonn;
Collig, Kammer-Präsident, Trier; Graß, Kammer-Präsident, Trier;
Meßing, Kreisgerichts-Director, Wesel; v. Mörs, Ober-Staats-
anwalt, Neuwied; Movius, Landrath, St. Goar; Dr. Pfäfer,
Geh. Medicinal-Rath, Bonn. — Den Rothen Adler-Orden dritter
Klasse Th. Dieze, unbesoldeter Beigeordneter, Elberfeld. — Den
Rothen Adler-Orden vierter Klasse Frhr. v. Niz, Landrath, Guss-
kirchen; Baur, Prof., Düsseldorf; Weder, Ober-Bürgerm., Düssel-
dorf; Dr. jur. Weder, Ober-Bürgerm., Köln.

